

## Editorial

Der Terminus »Leidenschaft« bezeichnet eine nachhaltige, emotionale Disposition, die das gesamte Verhalten eines Menschen maßgebend beeinflusst. Zu einer Leidenschaft kann man sich nicht entschließen, sie »erwacht«, »wird entfacht« oder »entbrennt« und »reißt« den von ihr »ergriffenen« Menschen »hin« oder »mit«. Der fortdauernde, überwältigende Drang nach Erfüllung ist es, der dann bisweilen auch das in diesem Begriff implizierte Leiden schafft.<sup>1</sup>

Es geht im vorliegenden Band nicht darum, die emotionalen Schattierungen politischen Erlebens im Allgemeinen zu diskutieren, politische Stimmungsbilder zu skizzieren oder Diagnosen politischer Gemütszustände zu formulieren. Wenn im Titel von »politischen Leidenschaften« die Rede ist, dann vielmehr als Hinweis darauf, dass nicht die rezeptive emotionale Seite historischer Erfahrung unter die Lupe genommen wird, sondern jene Emotionen, die in einem politischen Rahmen als Handlungsmotive entscheidend wirken und demnach als zielorientierte Triebfedern menschlichen Verhaltens angesehen werden können – oder zumindest von historischen Akteuren, Historikern oder Theoretikern so dargestellt oder verstanden wurden.

Groß ist die Versuchung, hier mit der Feststellung fortzufahren, das Thema der Leidenschaften in der Politik sei ein Stiefkind der historischen Forschung, dem erst im letzten Jahrzehnt größere Aufmerksamkeit gewidmet worden sei. Doch entspräche dies nicht ganz den Tatsachen. Die wechselseitigen Beziehungen von Leidenschaften und Politik wurden schon von den griechischen Klassikern thematisiert, in der Neuzeit seit dem sechzehnten Jahrhundert von englischen, italienischen und französischen Theoretikern und Philosophen, ab dem späten achtzehnten Jahrhundert auch von deutschen Denkern. Auch in der Sozialtheorie und -philosophie der Gegenwart wird die politische Rolle der Leidenschaften schon seit den 1970er Jahren, vor allem aber seit Mitte der achtziger Jahre unter die Lupe genommen.<sup>2</sup> Vor

- 1 Vgl. Rainer Paris, Leidenschaft – Eine Skizze, in: *E-Journal Philosophie der Psychologie*, <http://www.jp.philo.at/texte/ParisR1.pdf>. Erstpublikation in: *Berliner Debatte Initial* 12/1 (2001), 135–138.
- 2 Niklas Luhmann, *Vertrauen*, Stuttgart 1968; Theodore E. Kemper, *A Social Interactional Theory of Emotions*, New York 1978; Niklas Luhmann, *Liebe als Passion*, Frankfurt a. M. 1982; Arlie R. Hochschild, *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling*, Berkeley, CA 1983; Diego Gambetta (Hg.), *Trust: Making and Breaking of Cooperative Relations*, Oxford 1988; Norman K. Denzin, *On Understanding Emotion*, San Francisco 1984; Theodore E. Kemper, *Research Agendas in the Sociology of Emotions*, Albany 1990; Thomas L. Scheff, *Microsociology: Discourse, Emotion, and Social Structure*, Chicago 1990; Sighard Neckel, *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*, Frankfurt a. M. und New York 1991; Thomas L. Scheff/Suzanne Retzinger, *Emotions and Violence: Shame and Rage in Destructive Conflicts*, Lexington, MA 1991; Thomas L. Scheff,

allem im Verlauf der Neunziger erschloss man auch in der angelsächsischen Ideengeschichte erneut die philosophischen Ansätze der klassischen und modernen Theoretiker.<sup>3</sup> Wohlgemerkt sind diese Bemühungen weniger in der herkömmlichen Geschichtsschreibung als in der Philosophiegeschichte und Gesellschaftstheorie zu verorten und kennzeichnen insbesondere den englischsprachigen Raum.

Dennoch kann man sagen, dass sich im letzten Jahrzehnt ein signifikanter Wandel in der deutschen Geschichtsschreibung abgezeichnet hat, an den dieses Jahrbuch anschließt. Zwar beschäftigen sich nach wie vor vorwiegend die soziologischen Wissenschaften mit dem Interaktionsfeld Leidenschaften–Politik. Jedoch werden vor allem jene Leidenschaften, die im öffentlichen Raum zum Tragen kommen, nicht mehr primär biologisch oder psychologisch verstanden, sondern als historisch eingebettete, kulturell konstruierte

Bloody Revenge: Emotions, Nationalism, War, Boulder, CO 1994; Frank Furedi, *Culture of Fear: Risk-Taking and the Morality of Low Expectations*, New York 1997; Eva Illouz, *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*, Berkeley 1997 [dt. *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus* (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie 4), Frankfurt a.M. und New York 2003]; Gillian Bendelow/Simon J. Williams (Hg.), *Emotions in Social Life*, London 1998; Barry Glassner, *The Culture of Fear: Why Americans Are Afraid of the Wrong Things*, New York 1999; Jack M. Barbalet, *Emotion, Social Theory, and Social Structure: A Macrosociological Approach*, Cambridge 2001; Simon J. Williams, *Emotion and Social Theory*, London 2001; Jack M. Barbalet (Hg.), *Emotions and Sociology*, Oxford 2002; Rainer Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie: Disziplinäre Ansätze*, Frankfurt a.M. und New York 2006; Josef Vogl, *Kalkül und Leidenschaft*, Zürich und Berlin 2002; Agnes Heller, *Five Approaches to the Phenomenon of Shame*, in: *Social Research* 70/4 (2003), 1015–1030.

- 3 Albert O. Hirschmann, *The Passions and the Interests: Political Arguments for Capitalism Before its Triumph*, Princeton 1977; Frederick Vaughan, *The Tradition of Political Hedonism: From Hobbes to J.S. Mill*, New York 1982; Michel Meyer, *Le philosophe et les passions: Esquisse d'une histoire de la nature humaine*, Paris 1991; Jacques Brunschwig/Martha C. Nussbaum, *Passions and Perceptions: Studies in Hellenistic Philosophy of Mind*, Cambridge 1993; Martha C. Nussbaum, *The Therapy of Desire: Theory and Practice in Hellenistic Ethics*, Princeton 1994; Robert C. Solomon, *A Passion for Justice: Emotions and the Origin of the Social Contract*, Lanham, MD 1995; Stephen Holmes, *Passions and Constraints: On the Theory of Liberal Democracy*, Chicago 1995; Susan James, *Passions and Action: The Emotions in Seventeenth-Century Philosophy*, New York 1997; Nicole Fermon, *Domesticating Passions: Rousseau, Woman and Nation*, Middletown, CT 1997; William M. Reddy, *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001; Martha C. Nussbaum, *Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions*, Cambridge 2001; Philip Fisher, *The Vehement Passions*, Princeton 2002; Thomas Dixon, *From Passions to Emotions: The Creation of a Secular Psychological Category*, Cambridge 2003; Corey Robin, *Fear: The History of a Political Idea*, Oxford 2004; Joanna Bourke, *Fear: A Cultural History*, Emeryville, CA 2005; Cheryl Hall, *The Trouble with Passion: Political Theory Beyond the Reign of Reason*, New York 2005.

oder medial inszenierte Phänomene interpretiert. So haben zum einen in den letzten Jahren deutsche Historiker begonnen, politisch relevante emotionale Reaktionen in spezifischen geschichtlichen Kontexten zu verankern, in denen ihre Ausdrucksformen durch kulturelle Muster und sozioökonomische Konstellationen erklärt werden. Zum anderen sind emotionale Begriffsbildungen wie auch Artikulationen von Gefühlen zu Themen der Geschichtsschreibung geworden. Schließlich wird auch dem Einfluss, den Emotionen auf politische Entscheidungen haben, mehr Aufmerksamkeit gewidmet.<sup>4</sup>

In diesem Sinne bemerkte Ute Frevert anlässlich der Eröffnung des Forschungsbereichs »Geschichte der Gefühle« am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Anfang 2008, Gefühle seien keine transhistorische Konstante. Ein Beispiel: Obwohl Menschen zu allen Zeiten Angst verspürt hätten, wären die heutigen Ängste im 18. Jahrhundert unvorstellbar gewesen – und umgekehrt:

»Fürchtete man sich damals vor Hexen und dem Scheintod, ängstigen wir uns vor Klimawandel und Atomtod. Nicht nur der Gegenstand wechselte, sondern auch die Art und Weise, wie Menschen ihren Empfindungen Ausdruck verleihen: durch Gesten, Sprache, Lieder, kollektives Handeln, Rituale, Demonstrationen. Diese Ausdrucksformen wiederum wirkten sich auf die Empfindung selber aus, vornehmlich auf ihre Intensität und Dauer. Ob und in welchem Medium ich Angst bekunde, ob ich starke oder schwache Worte benutze, dramatische oder undramatische Metaphern, das beeinflusst das Angstgefühl, verstärkt oder vermindert, verlängert oder verkürzt es. Auch wem gegenüber ich meine Angst ausdrücke, spielt eine Rolle: Welche Kommunikation schließt sich an, was möchte ich erreichen, welche Reaktion will ich hervorrufen? Wer kann mich – bzw. wie ich mich ausdrücke – verstehen? Gerade über Gefühle und deren Mit-

- 4 Ansgar Klein/Frank Nullmeier (Hg.), *Macht – Masse – Emotionen*, Opladen 1999; Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*, Köln, Weimar und Wien 2000; Ute Frevert, *Angst vor Gefühlen. Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert*, in: Paul Nolte u. a. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München 2000, 95–111; Ute Frevert (Hg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003; Birgit Aschmann (Hg.), *Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2005; Richard Bessel, *Hatred after War: Emotion and the Postwar History of East Germany*, in: *History and Memory* 17 (2005), 195–216; Frank Bösch/Manuel Borutta (Hg.), *Die Massen bewegen: Medien und Emotionen in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2006; Daniela Saxer, *Mit Gefühl handeln. Ansätze der Emotionsgeschichte*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 2 (2007), 15–29; Uffa Jensen/Daniel Morat (Hg.), *Rationalisierungen des Gefühls. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880–1930*, Paderborn 2008; Frank Biess, »Everybody has a Chance«: Nuclear Angst, Civil Defence, and the History of Emotions in Postwar West Germany, in: *German History* 27/2 (2009), 215–243; Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Bielefeld 2009.

teilung treten Menschen ja miteinander in Kontakt, nehmen Beziehungen auf oder brechen sie ab. Das setzt voraus, dass Gefühle auf eine Weise kommuniziert werden, die beim Gegenüber ankommt. Der Ausdruck von Gefühlen folgt also kommunikativen Regeln, und diese Regeln wiederum haben Rückwirkungen auf die Empfindungen selber.«<sup>5</sup>

Ein konstruktivistischer und historisierender Ansatz hat aber auch seine Grenzen. Obwohl, wie Frevert betont, Gefühle Geschichte machen und durch Geschichte gemacht werden, muss in der Forschung dennoch etwas vorausgesetzt werden, das zum Beispiel erlaubt, die Angst und ihre vielfältigen Ausdrucksformen durch die Jahrhunderte stets als solche zu erkennen – wobei oft unklar ist, was dieses Etwas ist. Zudem ist offensichtlich, dass, ungeachtet der kontingenten Natur der Ausdruckformen von Angstgefühlen, Letztere immer auch mit neurophysiologischen, -biologischen und -psychologischen Reaktionen, mit Hirnzuständen also, verknüpft sind. Obwohl es Historikern und Sozialwissenschaftlern nicht immer leicht fällt, ein Substrat der Angst – das eher der Deutungshoheit der Naturwissenschaften unterliegt als jener der Humanwissenschaften – in ihre Forschung einzubauen, müssen sie die aktuellen Erkenntnisse der Neurowissenschaften mitberücksichtigen, wollen sie in ihren Arbeiten den Leidenschaften eine signifikante Rolle zuschreiben.<sup>6</sup>

\* \* \*

Im Rahmen dieses Editorials können erkenntnistheoretische und andere methodische Konflikte mit den Neurowissenschaften, denen sich Historiker und Sozialwissenschaftler im Rahmen einer systematischen Auseinandersetzung stellen müssen, nur anskizziert werden. Eine gründlichere Diskussion der Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der historischen und soziologischen Erforschung von Emotionen bedürfte eines breiteren Rahmens,<sup>7</sup> als es der vorliegende Bilderbogen verschiedener Fallstudien zur politischen Rolle von Leidenschaften bieten kann.

- 5 Ute Frevert, We proudly present: den Forschungsbereich »Geschichte der Gefühle« am Berliner MPI für Bildungsforschung (22. Januar 2008), [http://www.mpg.de/pdf/misc/Frevert\\_Pernau.pdf](http://www.mpg.de/pdf/misc/Frevert_Pernau.pdf).
- 6 Ebd., 6. Für eine umfassende aktuelle Übersicht vgl. Martin Hartmann, *Gefühle: Wie die Wissenschaften sie erklären*, Frankfurt a. M. 2005. Vgl. Antonio R. Damasio, *Descartes' Irrtum: Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, München 1995; Joseph LeDoux, *Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen*, München 1998; Antonio R. Damasio, *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins*, München 2000; ders., *Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen*, München 2003.
- 7 Vgl. Florian Weber, *Von den klassischen Affektlehren zur Neurowissenschaft und zurück. Wege der Emotionsforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, in: *Neue Politische Literatur* 53 (2008), 21-42.

Was die Beiträge dennoch miteinander verbindet, ist zunächst die Prämisse, dass politische Prozesse, Ereignisse, Attitüden und Diskurse auf spannende und bedeutungsvolle Weise leidenschaftlich sind; sodann das Prinzip, dass Leidenschaften zwar mit Hirnzuständen, das heißt mit Psychologie wie auch mit Biologie assoziiert sind, jedoch zugleich stets auch in der Soziologie und der Geschichte verankert sind; und schließlich, dass Leidenschaften als politische Phänomene zu verstehen sind, insofern sie mit realen historischen Positionen, Ausübungen und Erfahrungen von Macht zu tun haben oder mit diesen in der Theoriebildung, der Literatur oder im Bild diskursiv in Verbindung gebracht werden.

\* \* \*

Unser *common sense* sagt uns, dass Leidenschaften auf vielfältige Weise zu Komponenten politischer Ereignisse, Prozesse, Konstruktionen und Repräsentationen werden können. Herrschaftssysteme und Regierungen erlangen ihre Legitimität und Popularität zumindest zum Teil durch Gefühle wie Furcht, Vertrauen und Sicherheit, die sie in der Bevölkerung hervorzurufen vermögen. Diese werden unter anderem durch Symbole und Mythen evoziert und schaffen so ein kollektives, mit Gefühlen wie Ehre und Stolz, Schuld oder Scham besetztes Selbstbild der Klasse, Ethnie oder Nation. Darüber hinaus werden politische Prozesse und Ereignisse immer auch durch die subjektiven Empfindungen zentraler Akteure, wie Mut, Furcht oder Ehrgeiz, sowie deren affektgeladene Ausstrahlung auf die Massen bestimmt. Und der Erfolg politischer Bewegungen ist oft davon abhängig, dass sie Emotionen, wie Mitleid, Solidarität, Sehnsucht und Hoffnung, oder Angst, Verachtung, Neid, Zorn und Hass, kollektiv zu mobilisieren, zu steuern und für ihre Zwecke zu nutzen vermögen. Ein Zuwenig an Macht, mit einem Gefühl der Hilflosigkeit gepaart, kann Angst hervorrufen, die dann wiederum das politische Verhalten beeinflusst. Ein Mehr an Machtgefühl vermag ein Gefühl der Sicherheit bewirken und dadurch politische Kooperationen und Verhandlungen ermöglichen, während ein Übermaß an Macht, oder jedenfalls das subjektive Bewusstsein eines solchen, zu Dominanzstreben oder gar militärischer Aggression führen kann.

Dass nicht nur die Aktivität staatlicher Organe, sondern auch Erfahrungen in der sozialen Welt Leidenschaften entfachen können, scheint ebenfalls offensichtlich. Arbeitslosigkeit kann Hass gegen »die Reichen« wie auch Verzweiflung angesichts der Zukunft hervorrufen, Wut auf die Arbeitgeber und auf den Staat erregen, Ressentiments gegen »Bosse« schüren, Scham vor den Kindern sowie Neid und Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Partnern und ehemaligen Kollegen auslösen. Wer letzten Endes wieder Arbeit findet, empfindet vielleicht wieder Freude, Beruhigung, Stolz und Vertrauen in die Zukunft – Gefühle, die wiederum eine Wirkung auf das politische Bewusstsein und Verhalten Einzelner wie auch ganzer Bevölkerungsschichten haben können.

Wenn Aussagen dieser Art auch intuitiv einleuchten mögen, ist es doch historiographisch schwierig zu belegen, dass politische Akteure Emotionen nicht nur mit dem Blick auf politische Effekte und Zwecke artikulierten, sondern dass Einzelne und Gruppen tatsächlich durch diese Leidenschaften zu ihren Handlungen angestoßen wurden.

\* \* \*

Unter den Autoren und Autorinnen dieses Bandes herrscht keine Übereinstimmung darüber, inwiefern und wie man, über eine diskursive Vermittlung oder performative Darbietung von Emotionen hinaus, historisch fundierte Aussagen über die kausale Rolle von Leidenschaften in der Politik machen kann. Doch wird diese Schwierigkeit in mehreren Beiträgen auf die eine oder andere Weise berücksichtigt. Dabei wird nicht nur die Interaktion von Macht und Emotion erarbeitet, es werden stets auch methodische Probleme mit reflektiert, die mit Versuchen, sich den emotionalen Dimensionen der Geschichte zu nähern oder Emotionen als politische Anstoßfaktoren darzustellen, einhergehen. So ist der erste Abschnitt der Frage gewidmet, inwiefern Leidenschaften historische Akteure beeinflussen und in welcher Art und Weise sich die Historiker mit der Rolle der Leidenschaften auseinandersetzen.

Obwohl *Birgit Aschmann* die Entscheidung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms III. im Oktober 1806, gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen, als Reaktion auf eine Ehrverletzung erklärt, führt sie diese nicht auf eine individuelle Gefühlsaufwallung des Monarchen zurück, sondern auf einen sich über Jahre erstreckenden historischen Prozess. Aschmann schildert den Druck, den Ratgeber, Adelige, Beamte, das Kabinett und die Militärs mit steigender Intensität auf den König ausübten. Letzten Endes konnte der Herrscher nicht anders als kriegerisch auf die Demütigungen reagieren, die Napoleon Preußen zugefügt hatte, da davon auch die Legitimation seines Thrones abhing. Wenn Aschmann also von Ehre und Ehrverletzung schreibt, meint sie damit nicht die persönlichen Gefühle, sondern die politischen und militärischen Verpflichtungen eines Herrschers, die im Ehrdiskurs des frühen neunzehnten Jahrhunderts festgelegt waren. Ihnen musste der preußische Regent entsprechen, obwohl er als Person eher ein bedächtiger Pragmatiker war und ein Krieg gegen Napoleon von vornherein aussichtslos erscheinen musste.

*Eva Horn* analysiert die unterschiedlichen historischen Schreibweisen, in denen das Charisma Hitlers in zwei einflussreichen Biographien dargestellt wird. Der Begriff Charisma bezeichnet eine starke affektive Bindung einer Gefolgschaft an einen Herrscher, von Max Weber, dem klassischen Theoretiker der charismatischen Herrschaft, mit »Hingabe« und »Verehrung« bezeichnet. Wie Horn darlegt, muss jede Biographie Hitlers sich mit der »infektiösen Erregung« auseinandersetzen, die Hitler bei seinen Anhängern freisetzte, und diese den Lesern durchschaubar und plausibel machen. Horn

zufolge versucht Joachim Fest in seiner Hitler-Biographie, dessen Theatralität zu veranschaulichen, indem er Hitlers Auftritte dramatisch reinszeniert und sie in Zusammenhang mit Wagner und der Welt der Oper setzt. Diese Entlarvung Hitlers unternimmt er in einer mit Wut und Erregung aufgeladenen Sprache. Im Gegensatz zu Fests von Leidenschaft geprägtem Stil zeichnet sich Ian Kershaws Hitler-Biographie durch einen betont neutralen Erzählton aus, in dem er Hitlers Charisma als »billigen Effekt kalkulierter Gesten« darstellt und durch Collagen von Dokumenten zu neutralisieren versucht. Horn sieht den Unterschied zwischen den beiden stilistischen Ansätzen in den Biographien der Autoren begründet: Während Fest Hitlers Regime leidvoll erfuhrt, ist Hitler für Kershaw ein lediglich aus Dokumenten bekanntes Forschungsobjekt.

Wie Aschmann schreibt auch *Christian Bailey* über den Begriff der Ehre, indes aus einer völlig anderen Perspektive und auf Nachkriegsdeutschland bezogen. Er befasst sich mit der bundesrepublikanischen Praxis, Bürger durch die feierliche Verleihung von Orden und Medaillen für besondere Verdienste auszuzeichnen. In diesen politischen Ritualen, in denen sich der Staat als Ursprung der Ehre betätigt und bestätigt, wird einzelnen Bürgern öffentlich-zeremoniell Ehre erwiesen, um im Publikum eine emotionale Reaktion hervorzurufen und es zur Hingabe an den Staat zu motivieren. Baileys historischer Überblick über Praktiken dieser Art beginnt zwar im neunzehnten Jahrhundert, fokussiert aber die Zeit nach 1945, als der Kreis der Rezipienten sich um Geschäftsleute, Unternehmer und Beamte erweiterte. Obgleich umstritten, erfüllen diese Riten immer noch einen Sinn, doch werden heute die geehrten Individuen vor allem als Repräsentanten einer Gemeinschaft aufgefasst, der der Staat mit der Ordensverleihung politische Anerkennung zollt. Auch wenn dem Akt der Ehrung mit Skepsis begegnet wird, sieht die jeweilige soziale Gruppe – Frauen, Muslime, Juden – sich dadurch geehrt.

In seinem Beitrag zur Rolle der Angst in der Außenpolitik Konrad Adenauers interessiert sich *Holger Löttel* für eine Dimension in Adenauers politischer Wahrnehmung, die er als »für Bedrohung sensibilisiert« bezeichnet. Gestützt auf einer Analyse von im Adenauer-Nachlass verwahrten, bisher noch unveröffentlichten und zum Teil erst in jüngster Zeit freigegebenen Gesprächsprotokollen, argumentiert Löttel, dass sowohl Adenauers Perzeption der Sowjetunion von Angst geprägt gewesen sei, als auch, dass er die Angst der Sowjetunion vor China und Deutschland als einen gefährlichen Faktor der Weltpolitik betrachtet habe. Überhaupt habe Adenauer die Weltpolitik als durch Angst beeinflusst gesehen. Man könnte sagen, Adenauer habe gewissermaßen Angst vor der Angst gehabt, deshalb habe er versucht, diese so weit wie möglich als politischen Faktor einzukalkulieren und den Abbau der Angst zu einem der zentralen Ziele seiner Außenpolitik gemacht.

Im anschließenden Abschnitt »Demokratische Pädagogik« werden Theorien deutscher Denker zur politischen Rolle der Leidenschaften untersucht. Die deutsche Philosophie der Neuzeit, wie auch die anderer Nationen, hat sich immer wieder mit der Rolle der Leidenschaften in der Politik auseinandergesetzt, insbesondere auch mit der Frage, inwieweit der Staat Leidenschaften regulieren kann und soll. Oft wurden Leidenschaften in der Politik als pathologische Triebkräfte charismatischer Führergestalten dargestellt, denen es gelingt, die Emotionen der Massen demagogisch zu erregen und sie dazu zu verführen, niedrigen Impulsen und Instinkten zu folgen, statt rationale Reflexion walten zu lassen. Die Präsenz von Leidenschaften in der Politik wurde vor allem von jenen Denkern als gefährlich angesehen, die – in den Fußstapfen Kants – die Politik idealerweise ausschließlich im Reich der Vernunft beheimatet sahen. Eine alternative Genealogie führt über Hegel zurück zu Humboldt.<sup>8</sup>

Die Beiträge dieses zweiten Abschnitts behandeln Arbeiten deutscher Denker, die Wege suchten, das Beziehungsfeld Vernunft–Leidenschaft in der Politik zu analysieren und zu umschreiben. Dabei werden Leidenschaften als notwendiger Bestandteil aller Politik verstanden, ihrer alltäglichen Geschäfte wie auch ihrer grandiosen Unterfangen. In der Sicht der hier vorgestellten Autoren stellen Leidenschaften eine unentbehrliche, motivierende und energisierende Kraft allen menschlichen Handelns dar, die nicht unterdrückt werden kann und soll, deren heftiger Drang allerdings durch Vernunft gesteuert werden muss, um nicht destruktive Folgen zu haben.

*Rainer Schützeichel* stellt sich gegen die gängige Rezeption Max Webers als Theoretiker der Rationalisierung und Rationalität. Er zeigt, dass Weber nicht die Affektkontrolle als zentrales Problem der Moderne ansah, sondern einen Mangel an Leidenschaften, die als emotionale Ressource für überlegtes, leistungsorientiertes Handeln zu mobilisieren seien. Ein vernünftiges Machtssystem im Weber'schen Sinne bedarf demnach der Leidenschaft im selben Maße wie einer rationalen Limitationsgrundlage.

*Volker Heins* liest Weber und Adorno im Vergleich, indem er beide als politische Erzieher ansieht, die Deutschland nach dem Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg emotional für die Demokratie schulen wollten und mit Hilfe von emotionalen Appellen eine Frühform des Rationalismus zu verbreiten suchten. Heins zeigt, dass Weber in seinen Schriften zum antiken Judentum die vorexilischen Propheten sowohl als leidenschaftliche wie auch als selbstdisziplinierte Demagogen pries. Auch in seinen Zeitdiagnosen und politischen Reden habe er nicht für die Unterdrückung von Affekten geworben, sondern eine demokratiefördernde Synthese zwischen Leidenschaftlichkeit und Emotionalität propagiert.

8 Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen [1792; erstmals publiziert 1851], online: <<http://www.dreigliederung.de/essays/1792-01-000.html>>.



Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es dem politischen Pädagogen Adorno darum, Deutschland emotional für das Böse zu sensibilisieren, die Deutschen zu lehren, angesichts des Holocaust Grauen zu verspüren. Um sich nach Auschwitz demokratisches Verhalten anzueignen, müssten sie lernen, Empathie für das Leiden anderer zu empfinden. Laut Heins argumentierte Adorno, dass diese emotionale Sensibilität, eine bestimmte Gefühlshaltung gegenüber der Geschichte, und nicht das Weber'sche Ideal einer demokratieförderlichen Verbindung von Leidenschaft und Rationalität für die Bekräftigung der Demokratie nach dem Holocaust notwendig gewesen sei.

*Adi Gordon* erklärt, die Rezeption Arnold Zweigs habe bisher die zentrale Position, die seine Angst vor den politischen Leidenschaften der Massen in der Entwicklung seines Werkes einnehme, vernachlässigt. Diese Angst sei der Schlüssel zum Verständnis von Zweigs Lebenswerk, das von den Vorjahren des Ersten Weltkriegs über Antisozialismus und Zionismus bis hin zur Befürwortung des ostdeutschen Kommunismus führte. Gemeinsam sei all diesen Phasen und Stadien, dass Zweig, durch seine Erfahrung mit dem Antisemitismus geprägt, den Massen eine mangelnde politische Reife zuschrieb, die sie gefährlichen Leidenschaften verfallen lasse. Den »Gruppenhass« des Antisemitismus erklärte er durch das Zusammenspiel verschiedener archaischer Gruppenaffekte, die dazu führten, dass jedes Anderssein abgelehnt und als minderwertig angesehen werde. Affekte dieser Art spiegelten Gruppen verführerisch berauschend vor, die Welt drehe sich nur um sie. Wohl habe Zweig »Differenzaffekte« oder »Zentralitätsaffekte« dieser Art als Teil aller modernen Politik betrachtet, doch habe er es für möglich und notwendig gehalten, dass die Intellektuellen die Massen erziehen, um pathologische Auswüchse zu verhindern und die unreifen Massen vor (selbst-)zerstörerischen Schritten zu bewahren.

\* \* \*

Der dritte Teil des *Jahrbuchs* ist verschiedenen kreativen Modellierungen von Leidenschaften gewidmet, die dazu dienen sollen, bestimmte Gefühls-einstellungen und Verhaltensweisen als politisch erfolgversprechend oder moralisch gut zu befürworten, andere hingegen als ineffizient, verwerflich oder gar destruktiv abzulehnen. Wie die Arbeiten der Theoretiker, die im vorhergehenden Abschnitt untersucht wurden, folgen auch die hier analysierten literarischen und medialen Inszenierungen einem pädagogischen Impetus.

In seiner Besprechung von Kleists Drama *Prinz von Homburg* und der Novelle *Michael Kohlhaas* zeigt *Galili Shabar*, wie der Dichter die universellen Gesetze der Vernunft dem singulären Gebot des Herzens, das heißt der Leidenschaft, gegenüberstellt, um zu demonstrieren, dass gesetzlose Leidenschaft (selbst-)zerstörerisch, die leidenschaftslose Autorität des universellen Gesetzes hingegen leer und unmenschlich sei. Voller Doppeldeutigkeit und

Ironie schildern diese Werke Kleists Ausnahmesituationen, in denen aus Liebe, Gnade, Rache und Zorn gehandelt wird statt anhand rechtlicher Verordnungen und schriftlicher Befehle und in denen Rechtsgefühl zu Raub und Mord führen kann. Damit wirft Kleist radikale Fragen zur Tiefenstruktur von politischer Autorität und politischem Gehorsam auf.

*Sharon Livne* untersucht anhand von Moralgeschichten aus der deutschen Kinder- und Jugendpresse nach 1945 emotionale Polaritäten. Es sind vor allem Alltagsgeschichten, in denen sich die jungen Leser mit den Gefühlen und Handlungsweisen einer der Figuren – zumeist auch eines Kindes – identifizieren sollten. Gefühle wie Verzweiflung, Selbstmitleid, Feigheit und Rache galten für ein neues Deutschland als negativ, Hoffnung, Mitleid, Mut und der Wille zur Versöhnung hingegen wurden als konstruktiv bejaht.

Auch Filme spielen eine wichtige Rolle in der politischen Normierung von Leidenschaften. *Martina Kessel* prüft in ihrem Beitrag, warum *Mamitschka*, ein vergessener Heimatfilm der 1950er Jahre, beim Publikum durchfiel, während andere äußerst beliebt und erfolgreich waren. Wie Kessel erklärt, wurden in den fünfziger Jahren Leidenschaften aller Art, sowohl beim Thema Sex wie in der Politik, tabuisiert. Das Gründernarrativ der Bundesrepublik bedurfte eines stabilen, kontrollierten Gefühlshaushalts, der zum konservativen, Aufschwung versprechenden und harmonisierenden sozialen Ordnungsmodell der Nachkriegszeit passte. Kessel belegt, dass im Gegensatz zu anderen Heimatfilmen *Mamitschka* Akteure zeigt, die ihre Gefühle nicht beherrschen, sondern ihnen hilflos ausgeliefert sind und sich in ihnen verfangen – zum Beispiel im Schmerz über den Verlust der Heimat, der Gier nach raschem Gewinn oder in Unsicherheit und Angst vor der Zukunft. Da die Leidenschaften der Protagonisten chaotisch sind, ziehen sie Grenzüberschreitungen aller Art nach sich und verhindern so die Entstehung einer neuen, zukunftsorientierten und Erfolg verheißenden deutschen Identität.

\* \* \*

Der vierte Teil enthält historische wie auch zeitgeschichtliche Betrachtungen, die sich mit der Artikulierung von Leidenschaften in ideologischen Auseinandersetzungen befassen. Es geht in diesen Beiträgen um die Darstellung rhetorischer Strategien, mithilfe derer die Protagonisten in öffentlichen Debatten und Polemiken sich selbst und ihren Antagonisten leidenschaftliche Handlungsmotive zuschrieben oder aberkannten, um gewisse politische Programme und Haltungen zu (de)legitimieren. Was die politischen Akteure tatsächlich empfanden, bleibt naturgemäß unergründet.

*Doron Avraham* analysiert die bewusst gefühlbetonte politische Rhetorik des deutschen Konservatismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als einen Versuch, emotionale Dimensionen des Sozialen hervorzuheben, ohne dabei ins Romantische oder Sentimentale abzurutschen. Er versteht die Akzentuierung des Emotionalen in der Politik, wie zum Bei-

spiel der Liebe und der gegenseitigen Anziehungskraft der Geschlechter, als Antwort auf die Betonung der kalten Rationalität und der Trennung von Staat und Familie in den Theorien liberaler Denker wie Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schiller. Er zeigt, wie konservative Sprecher in den damaligen politischen Debatten Gott und Glaube als Garant eines moderaten und deshalb konstruktiven Begehrens darstellten und die »aufgeregten Leidenschaften« verurteilten, deren egoistische Hemmungslosigkeit sie als ein Resultat des säkularen Liberalismus auslegten.

Vermittels einer Gegenüberstellung von »politischer Theologie« und »New Age« zeigt *Pascal Eitler*, wie sich die Beziehung von Religion und Politik zwischen der Mitte der sechziger und dem Ende der achtziger Jahre veränderte, und erläutert die unterschiedliche Gewichtung des Emotionalen in religiösen Diskursen, in der sich diese Veränderungen ausdrückten. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre regte die politische Theologie marxistischer Prägung eine Wende zur politischen Praxis an, die eine Entprivatisierung des Glaubens und ein bewusst weltliches Aussprechen religiöser Gehalte mit sich brachte. Diese Politisierung der Religion bedeutete zugleich eine Entemotionalisierung des Glaubens. Im Gegensatz dazu positioniert sich das »New Age« der achtziger Jahre gegen »rationale Kälte«, indem es persönliche Gefühle in den Mittelpunkt stellt, ein »Denken des Herzens« propagiert und eine Integration von Intellekt und Intuition sucht. Nicht nur die Religion wird dadurch privatisiert und emotionalisiert, sondern auch die Politik, denn der Diskurs des »New Age« stellt Wandlungen des Selbst als politischen Akt dar: als eine Revolution des Inneren. So wird auch für eine Politik der persönlichen Betroffenheit geworben, in der Prinzipien des Natur- und Umweltschutzes wie auch der Gesundheitsvorsorge durch die Bedürfnisse einer auf Liebe, Vertrauen und Mitleid aufbauenden Gemeinschaft begründet werden. Ein Vergleich von Eitlers Darstellung des »New Age« mit Avrahams Diskussion der Emotionen im Diskurs des Konservatismus des neunzehnten Jahrhunderts zeigt interessante Parallelen auf.

*Sybille Steinbachers* Beitrag befasst sich mit dem Skandal um Ingmar Bergmans Film *Das Schweigen*, dessen deutsche Aufführung Anfang 1964 einen Sturm der Empörung und des Protests auslöste, der die Medien mehr als ein Jahr lang beschäftigte. In dieser Kontroverse brachten die Gegner des Films Entrüstung und Zorn zum Ausdruck, die sie mit der in diesem Film öffentlich zur Schau gestellten flagranten Verletzung von Sittlichkeit und Moralkonvention begründeten. Einerseits kreiste dieser Skandal um eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität. Andererseits, argumentiert Steinbacher, seien zur Zeit der Kontroverse etablierte bürgerliche Prinzipien sexueller Sittlichkeit als soziale Norm schon nicht mehr allzu ernst genommen worden. Zu einem wesentlichen Teil seien die leidenschaftlichen Reaktionen auf den Film daher auch als ein Angstreflex der alten Eliten zu verstehen, die befürchteten, durch die damaligen sozialen Wandlungen Macht und Prestige zu verlieren.

Anhand einer Analyse publizierter Reden und Beiträge führender westdeutscher Friedensaktivisten aus den 1980er Jahren zeigt *Judith Michel*, wie diese Bedrohungsszenarien entwarfen, in denen sie die Gefahren einer zu einer nuklearen Apokalypse führenden »Expertokratie« möglichst eindrücklich darzustellen versuchten, um Anhänger für die Friedensbewegung zu mobilisieren. Die Angst, zu einem politischen Bekenntnis umformuliert, sei für die politische Rekrutierung instrumentalisiert worden. Schreckensszenarien spielten dabei eine wichtige Rolle, denn es galt als anormal, angesichts des atomaren Wettrüstens keine Angst zu empfinden.

*Frank Nullmeier* beschäftigt sich mit der Verwendung des Begriffes »Neid« in den öffentlichen Debatten um Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat, wie sie in den deutschen Medien seit Anfang des 21. Jahrhunderts geführt werden. Er thematisiert den Neid nicht als eigentliches Handlungsmotiv, sondern jene Politik, die den Neidbegriff als rhetorisches Instrument verwendet. Wenn Vergleiche gezogen werden, um soziale Gerechtigkeitsansprüche zu begründen, lassen sich diese immer auch als Missgunst, als Auswuchs von Neidgefühlen lesen statt als moralische, auf Gleichheitsprinzipien aufbauende Forderungen. Bis vor kurzem war Neid das dominierende Laster in den deutschen Sozialstaatsdebatten. Nullmeier zeigt, dass mit der Finanzkrise von Ende 2008, wenn auch mit einem anderen Stellenwert, die Gier hinzugekommen ist.

\* \* \*

Mit diesen Beiträgen, die Verknüpfungen von Macht, Emotion und Vernunft im deutschen Kontext aus einer Vielzahl von Perspektiven beleuchten, illustriert dieses *Jahrbuch*, dass ein differenziertes Verständnis von politischen Prozessen, Ereignissen und Diskursen die Leidenschaften, die menschliche Handlungen antreiben, miteinbeziehen muss. Damit soll keinesfalls dafür plädiert werden, in der politischen Geschichte Vernunft und nüchterne Interessen als Triebfedern menschlichen Handelns und politischer Prozesse durch Emotionen zu ersetzen. Vielmehr geht aus dieser Auswahl historischer und zeitgeschichtlicher Studien hervor: Wenn von Leidenschaften in der Politik die Rede ist, stellt sich nicht nur die Frage nach ihrer Beziehung zur Macht, sondern stets auch die ihrer Relation zur Vernunft. Gleichzeitig ergibt sich, dass dieses Dreieck auch umgekehrt zu denken ist: Wenn in der Politik von Vernunft die Rede ist, erhebt sich nicht nur die Frage ihrer Beziehung zur Macht, sondern unvermeidlich auch die ihres Verhältnisses zur Leidenschaft.

*José Brunner, Herbst 2009*